

E

ETHNOLOGISCHE PAPERBACKS

Bettina Beer / Anika König (Hg.)

Methoden ethnologischer Feldforschung



REIMER

Dritte, überarbeitete
und erweiterte Auflage



Bettina Beer / Anika König (Hg.)

Methoden ethnologischer Feldforschung

Reimer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. überarbeitete und erweiterte Auflage 2020
© 2020 by Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin
www.reimer-verlag.de

Umschlaggestaltung: Nicola Willam · Berlin
Umschlagabbildung: Heiner Schnoor · Hamburg
Satz: Dietrich Reimer Verlag · Berlin

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-496-03035-5 (PDF)
ISBN 978-3-496-01643-4 (Druckfassung)

Inhalt

Vorwort

7

Bettina Beer und Anika König

1 Einleitung: Methoden der
ethnologischen Feldforschung

9

Brigitta Hauser-Schäublin

2 Teilnehmende Beobachtung

35

Bettina Beer

3 Systematische Beobachtung

55

Thomas Widlok

4 Zur Bedeutung der Sprache
für die ethnologische Feldforschung

77

Judith Schlehe

5 Qualitative ethnographische Interviews

91

Martin Sökefeld

6 Strukturierte Interviews und Fragebögen

113

Julia Pauli

7 Ethnographischer Zensus

139

Roland Hardenberg
8 Die Genealogische Methode:
Eine kritische Einführung und Anleitung
159

Michael Schnegg
9 Die ethnologische Netzwerkanalyse
179

Christoph Antweiler
10 Kognitive Methoden
201

Anika König
11 Digitale Ethnographie
223

*Laura Coppens, Martha-Cecilia Dietrich,
Michaela Schäuble*
12 Audiovisuelle Forschungsmethoden
241

Hans Fischer und Bettina Beer
13 Dokumentation von Feldforschungsdaten
261

Hansjörg Dilger
14 Ethik und Reflexivität in der Feldforschung
283

Bibliographie
303

Angaben zu den AutorInnen
331

Vorwort

Vermutlich haben die technischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte keinen Teilbereich der Ethnologie so stark verändert wie die Datenerhebung und Methodologie des Faches. Auch deshalb war seit der zweiten Auflage von 2008 eine komplett überarbeitete und erweiterte Neuauflage überfällig. Einige Artikel wurden überarbeitet und andere durch neue ersetzt. Neu aufgenommen wurden Beiträge zur digitalen Ethnographie und zum Thema Ethik in der Feldforschung.

Methoden ethnologischer Feldforschung richtet sich an Studierende, die sich in ihrer Ausbildung Grundkenntnisse empirischer Datenerhebung aneignen wollen, und an diejenigen, die ein studienbegleitendes Feldforschungspraktikum durchführen oder im Rahmen der Promotion eine erste Feldforschung planen. Ziel dieses Bandes ist es, deutschsprachiges, leicht verfügbares Lehrmaterial bereitzustellen, das im Unterricht von Nutzen ist. Für Veranstaltungen zur Einführung in die Methoden der ethnologischen Feldforschung können die einzelnen Kapitel verwendet werden, um die verschiedenen Verfahren einzuüben und in den Beiträgen angesprochene Fragen zu diskutieren. Insofern kann der Band sowohl für Lehrende als auch für Studierende im Unterricht und bei der Betreuung von Feldforschungsvorhaben verwendet werden. Der Band soll bei der allgemeinen Vorbereitung helfen, eine Übersicht über die Methoden geben sowie den Einstieg in die Auseinandersetzung mit einzelnen Verfahren erleichtern. Alle Beiträge geben zudem Hinweise auf weiterführende Literatur. Im Feld kann dieser Band dazu anregen, verschiedene Methoden auszuprobieren, und bei Fragen oder Problemen kann darin gezielt nachgelesen werden. Er ist also auch als Nachschlagewerk gedacht, das Studierende der Ethnologie und angrenzender Disziplinen über einen längeren Zeitraum begleiten kann.

Um interdisziplinären Entwicklungen und der wachsenden Popularität der Ethnographie über die Grenzen der Disziplin hinaus gerecht zu werden, positioniert dieser Band die ethnologische Feldforschung und ihre spezifischen Verfahren in Beziehung zu anderen Sozialwissenschaften. Außerdem nimmt er theoretische Diskussionen zu Globalisierung und Veränderungen der Feldforschung, die Reflexion der Forschung in postkolonialen Kontexten sowie die *anthropology at home* auf. Diese Veränderungen spiegeln sich auch in der Herausgeberschaft des Bandes, die durch Anika König erweitert wurde. Sie forschte nicht nur stationär und lang dauernd in Indonesien, sondern auch in transnationalen verwandtschaftlichen Netzwerken, die durch neue reproduktive Technologien hergestellt werden.

Im Gegensatz zu Methodenbüchern, die von einem/einer AutorIn verfasst wurden, spiegelt dieser Sammelband eine Vielzahl von Perspektiven wider. Damit soll eine möglichst große Bandbreite methodischer Ansätze dargestellt werden, die über die Schwerpunkte der Herausgeberinnen hinausgehen. Alle Beiträge wurden von Lehrenden der Ethnologie geschrieben, die Erfahrungen mit verschiedenen Verfahren der Datengewinnung gesammelt haben. Ihnen sei an dieser Stelle dafür gedankt, dass sie trotz des geringen zeitlichen Spielraums, den Forschung, Lehre und zunehmend Verwaltung an Universitäten übriglassen, anregende, lebendige und praktisch-anleitende Beiträge geschrieben haben. Gedankt sei auch allen Kolleginnen und Kollegen für Hinweise und Ratschläge aus ihren Erfahrungen in der Methodenlehre sowie den Studierenden, von denen wir in Methodenseminaren immer wieder viele Anregungen bekommen. Schließlich möchten wir uns bei Heiner Schnoor für die Gestaltung des Titelbildes bedanken und bei Lea Helfenstein und Katharina Steiner für die Bearbeitung der Bibliographie sowie die kritische Lektüre der Texte.

Wir widmen diese Einführung in die ethnologische Feldforschung Hans Fischer, der im deutschsprachigen Raum die praktische Ausbildung in der Methodenlehre maßgeblich angestoßen und die Entstehung dieses Lehrbuchs von Anfang an begleitet hat. Er starb während unserer Arbeit am Manuskript für den vorliegenden Band.

Bettina Beer und Anika König

1 Einleitung: Methoden der ethnologischen Feldforschung

Die ethnologische Feldforschung mit ihrer Betonung der Teilnehmenden Beobachtung ist der entscheidende methodologische Beitrag des Fachs Ethnologie (auch Kultur- und Sozialanthropologie) zu den Sozialwissenschaften. Bei der Zusammenarbeit in interdisziplinären Projekten liegt hierin die besondere methodologische Qualifikation, die Ethnologinnen und Ethnologen mitbringen. Sie beruht heutzutage auf einer systematischen Ausbildung, die kritische Lektüre von Texten zur Methodologie, das Einüben verschiedener Verfahren und deren angeleiteter Anwendung umfasst. Ohne Ausbildung bliebe es bei der bloßen Übernahme der Schlagworte „Ethnographie“, „Feldforschung“ oder „Teilnahme“ (siehe auch Hauser-Schäublin in diesem Band). Über Feldforschung wurde geschrieben, sie sei Paradigma, Ideologie oder Charakteristikum der Ethnologie (Fischer 2002, Stagl 2002). Die Feldforschung ist zentrale Methode des Faches, und gleichzeitig besteht sie aus vielen verschiedenen Verfahren bzw. Techniken der Datenerhebung. Verwirrend ist, dass „Methoden“, „Verfahren“ und „Techniken“ in der sozialwissenschaftlichen Literatur häufig synonym benutzt werden. Gemeint ist in allen Fällen ein reflektiertes, geplantes Vorgehen mit dem Ziel der Erhebung von Daten.

Ein erstes Merkmal ethnologischer Forschungen ist, dass EthnologInnen ihre Daten „im Feld“ erheben, also in der Lebenswelt der Untersuchten, und nicht wie andere WissenschaftlerInnen im Labor, am heimischen Schreibtisch oder in der Bibliothek. Diese Lebenswelt hat sich in den letzten Jahrzehnten jedoch stark verändert, was wiederum Einfluss auf ethnologische Feldforschungen hatte, wie im letzten Abschnitt dieser Einleitung dargestellt wird. So wird heute unter anderem in der Großstadt, in internationalen Organisationen oder auch in Kliniken geforscht. Aber zentral ist nach wie vor, dass es sich um einen nach räumlichen und zeitlichen Kriterien definierten Ausschnitt der Alltagspraxis handelt, der nicht als geschlossene Einheit, sondern als eine Vielzahl sozialer Beziehungen und Prozesse innerhalb eines offenen analytischen Feldes verstanden wird.

Das zweite Merkmal ist, dass im Rahmen der Feldforschung verschiedene Verfahren jeweils auf die Fragestellung zugeschnitten miteinander kombiniert werden. Diese Methodenvielfalt ist ein wesentlicher Vorteil ethnologischer Feldforschungen: Die verschiedenen Verfahren, Informations-

quellen und Daten ergänzen und kontrollieren sich gegenseitig. Sie sind das empirische Handwerkszeug von EthnologInnen und erfordern bestimmte Fertigkeiten und Kenntnisse.

Bei der Nutzung verschiedener Techniken machen EthnologInnen heutzutage aus guten Gründen keine prinzipielle Unterscheidung mehr zwischen qualitativen und quantitativen Datenerhebungsverfahren (siehe auch Bernard 2011). Als „qualitativ“ bezeichnet man alle Arten von Daten und Auswertungsverfahren, bei denen die inhaltliche Interpretation komplexer Informationen im Vordergrund steht und nicht die Anzahl quantifizierbarer Aspekte eines untersuchten Sachverhalts. Qualitative Daten können beispielsweise während der teilnehmenden Beobachtung gewonnene Informationen, ein Interview oder die Systematische Beobachtung eines Rituals sein. Quantitative Daten hingegen beziehen sich auf Aspekte der untersuchten Fragestellung, die „zählbar“ sind. Diese können z. B. durch einen Fragebogen oder durch einen ethnographischen Zensus erhoben werden. Hier interessiert EthnologInnen beispielsweise die Altersstruktur in der untersuchten Gruppe, das finanzielle Einkommen, der Verbrauch an Nahrungsmitteln usw. Es sind also einerseits die Daten selbst, die „quantitativ“ oder „qualitativ“ sein können, und andererseits die jeweiligen Auswertungsverfahren, die angewendet werden. Diese können dann auch bei der jeweils anderen Art von Daten angewandt werden – ein Interview kann beispielsweise (qualitativ) daraufhin interpretiert werden, wie ein bestimmtes Thema eingeführt und behandelt wird. Es könnte aber auch ausgezählt werden, wie häufig der oder die Interviewte bestimmte Wörter verwendet hat. Um es noch komplizierter zu machen, kann die Anzahl von Wörtern später wiederum interpretiert werden. Man kann sich etwa fragen, ob sie etwas über die soziale Zugehörigkeit des Sprechers aussagt – d. h., dass eine qualitative Auswertung quantitativer Daten vorgenommen wird. „Quantitativ“ und „qualitativ“ sind also weniger leicht voneinander abzugrenzen, als es zunächst scheint, und häufig werden diese Begriffe auch nicht sehr präzise verwendet.

In ethnologischen Feldforschungen hat sich eine Mischung aus Erhebungen von quantitativen und qualitativen Daten durchgesetzt, die pragmatisch an der Fragestellung orientiert ist, wie etwa auch Martin Sökefeld in seinem Beitrag zu strukturierten Interviews deutlich macht. WissenschaftlerInnen benutzen im Idealfall jeweils die Verfahren, die mit dem geringsten Aufwand die besten Ergebnisse erzielen. Entscheidender als das Bekenntnis zu bestimmten Positionen ist, dass man bei der späteren Veröffentlichung der Ergebnisse deutlich macht, wie die Daten erhoben wurden, wie man diese später aufbereitet hat und aus welchen Gründen ein bestimmtes Erhebungs- oder Auswertungsverfahren einem anderen vorgezogen wurde. Methoden werden genutzt, um Daten als Grundlage für eine Beschreibung zu erheben, um eine Fragestellung zu beantworten oder ein Problem zu lösen. Sie sind

nicht Selbstzweck, und ihre Eignung kann immer nur an der zu beantwortenden Frage gemessen werden.

Feldforschung ist also, abgesehen von einer anfänglichen explorativen Phase im Feld, im Wesentlichen zielgerichtet. Sie ist nicht bloße Anwesenheit, sondern ein gut vorbereitetes, bewusst geplantes, theoriegeleitetes und begründetes Vorgehen. Sich über die Ziele vor der Forschung so weit wie möglich klar zu werden, ist für Auswahl und Erlernen von Methoden wichtig. Dazu mehr im Abschnitt „Vor der Feldforschung“.

In der besonderen Beziehung von Fragestellung und Gesamtzusammenhang besteht das dritte Merkmal ethnologischer Feldforschungen. Trotz der Fokussierung auf Einzelprobleme und bestimmte Fragestellungen haben EthnologInnen den Anspruch, ganzheitlich zu arbeiten, d. h.: einer Fragestellung in den Gesamtzusammenhängen nachzugehen, den jeweiligen soziokulturellen Kontext zu berücksichtigen. EthnologInnen schreiben aus diesem Grund von dem „Ideal der holistischen Forschung“: Jede Fragestellung soll – soweit möglich – in den weiteren kulturellen Kontext eingebettet werden. D. h., auch wer eine Untersuchung über die in einer Sprache vorkommenden Farbkategorien durchführt, wird sich über materielle Kultur, die Beziehung der Geschlechter, Arbeitsteilung, Religion usw. informieren müssen. Im Kontext von Globalisierung und weltweiten Verflechtungen wird noch deutlicher, dass eine holistische Herangehensweise Ideal bleiben muss – nie können alle möglichen Bezüge und Verbindungen verfolgt werden.

Die Verfasserinnen und Verfasser aller hier versammelten Beiträge betonen jeweils Verfahren und Aspekte, die spezifisch ethnologisch sind, und machen deutlich, für welche Fragen sie geeignet sind. Nicht enthalten sind in diesem Band persönliche Erfahrungsberichte, die sich auf die Umstände der Feldforschung, auf persönliche Befindlichkeiten, die Zusammenarbeit mit Informanten und Informantinnen und den berüchtigten „Kulturschock“ von FeldforscherInnen beziehen. Ausgespart wurde dieser Aspekt, weil solche persönlichen Erfahrungsberichte bereits publiziert sind (Powdermaker 1966, Bowen 1984, Fischer [Hg.] 2002). Nicht berücksichtigt wurden auch Langzeitstudien oder sogenannte *restudies*, Wiederholungsuntersuchungen, in denen der-/dieselbe ForscherIn oder verschiedene ForscherInnen dieselbe Einheit erneut untersuchen. Ein klassisches Beispiel für eine *restudy* sind die Forschungen von Robert Redfield und Oscar Lewis in Tepoztlán. Langzeit- und Wiederholungsuntersuchungen sind heute in der Ethnologie gängig. Sie sind jedoch bei studentischen Forschungen unüblich.

Im Mittelpunkt dieses Bands stehen Verfahren der Datenerhebung und deren Dokumentation. Komplexe Techniken der Datenauswertung wurden dagegen nicht aufgenommen. Solche Auswertungsverfahren sind etwa die Inhaltsanalyse von Interviews (Lissmann 2001), die Domänenanalyse zur Auswertung kognitiver Daten (Borgatti 1994) oder die Netzwerkanalyse.

Zur Netzwerkanalyse gibt es bereits eine deutschsprachige Anleitung, die im Internet frei zugänglich ist (Schneegg und Lang 2001). Nicht dargestellt ist auch das Vorgehen der Ethnopschoanalyse, weil sie eine eigene Ausbildung („Lehranalyse“ und Supervision) erfordert und für die meisten Studierenden und EthnologInnen bei einer ersten Feldforschung keine Rolle spielt.

1.1 Konzeptuelle Vorentscheidungen

Tim Ingold (2008) betitelt einen Vortrag mit *Ethnography is Not Anthropology* (wobei „anthropology“ hier gleichbedeutend mit dem deutschen „Ethnologie“ verwendet wird). Ethnographie sei die möglichst detaillierte Beschreibung des Lebens anderer Menschen, basierend auf langdauernder Erfahrung aus erster Hand. Anthropologie/Ethnologie dagegen bezeichnet die vergleichende Untersuchung der Bedingungen und Möglichkeiten menschlichen Lebens. Deshalb finden sich in diesem Band auch keine Beiträge zu historischen Methoden oder zu Verfahren des ethnologischen Vergleichs (siehe dazu Michael Bollig [2017] *Interkulturelle Vergleichsverfahren*). Ingold schreibt weiter: „My thesis is that anthropology and ethnography are endeavours of quite different kinds. This is not to claim that the one is more important than the other, or more honourable. Nor is it to deny that they depend on one another in significant ways. It is simply to assert that they are not the same“ (Ingold 2008: 69). Uns geht es in diesem Band um die Ethnographie, obwohl Ethnologie und Ethnographie eng miteinander verknüpft sind und voneinander abhängen.

Einige Bemerkungen – viel mehr ist in dieser Einleitung nicht möglich – zu konzeptuellen Vorentscheidungen vor der Datenerhebung sind notwendig. Schon das Wort „Daten“ enthält Vorannahmen darüber, was als „Datum“ gilt; wie wird es von anderen „Daten“ abgegrenzt und wie „erhoben“? Fragen danach, was gesichertes Wissen ist, worin dieses Wissen begründet ist (Evidenzkriterien) und wo die Grenzen des Wissbaren liegen, haben in der Wissenschaft, allen voran der Philosophie, zu Diskussionen geführt, die ganze Bibliotheken füllen würden. Wir können hier nur einige Hinweise geben: Für Studierende sind Einführungen in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen zu empfehlen, die genau diese Themen ausführlich und auf die in den Sozialwissenschaften gestellten Fragen zugeschnitten darstellen. Zu empfehlen sind beispielsweise Bryan Fays *Contemporary Philosophy of Social Science* (2006) oder Mark Risjords *Philosophy of Social Science: A Contemporary Introduction* (2014). Zur Formulierung sinnvoller Forschungsfragen sind diese Grundlagen unerlässlich. Eine Einführung in die empirischen Methoden kann keinen „Werkzeugkasten“ bieten, aus dem

jede(r) losgelöst von theoretischen und wissenschaftshistorischen Kenntnissen seine Instrumente auswählt.

EthnologInnen nehmen heute ihr historisches Erbe sehr ernst und formulieren Fragen (oder Hypothesen) basierend auf den Diskussionen, die von den *Postcolonial Studies* ausgingen: Vorgefundene soziokulturelle Realitäten der Gegenwart sind nicht ohne eine genaue Kenntnis ihrer (kolonialen) Vergangenheit zu verstehen. Diese Einsicht hat sich im Fach durchgesetzt und ganz erheblich zur Erweiterung der Reflexivität der Ethnologie beigetragen. „Reflexivität“, also das Nachdenken über das eigene Fach, die Forschungspraxis und sich selbst als ForscherIn in Bezug auf die Menschen, mit denen wir zusammenarbeiten, spielt ohnehin eine zentrale Rolle in der Ethnologie.

Die Reflexion der Beziehungen zu den Untersuchten, die Kritik der eigenen Forschungspraxis, der Frage von Distanz und Nähe, von Differenz und der Repräsentation ‚des Anderen‘ sind wichtige Bestandteile des Forschungsprozesses. Ethnologische Daten liegen häufig in sprachlicher Form vor. Es werden „Texte“ gesammelt oder Beobachtungen notiert, die in wissenschaftliche Texte übersetzt werden. Die *Writing-Culture*-Debatte der 1980er und 90er Jahre, bei der es um die Frage ging, wie EthnologInnen in ihren Texten sowohl sich selbst als auch ihr Gegenüber in der Forschungssituation darstellten, hat diese Transformationen in den Mittelpunkt gestellt. Die theoretischen Auseinandersetzungen sind Gegenstand zahlreicher Publikationen und sollen hier als Anregung zum Weiterlesen gegeben werden (Berg und Fuchs [Hg.] 1993, Marcus und Fischer 1999, Robben und Sluka [Hg.] 2007).

Das Verhältnis von Theoriebildung und Beobachtungsdaten betreffend gehen EthnologInnen in ihren Forschungen eher induktiv als deduktiv vor. Das heißt, sie schließen vom Besonderen, von erfahrbaren Einzelfällen, auf das Allgemeine. Aus einzelnen Beobachtungen werden also Theorien abgeleitet. Ein reiner „Induktivismus“ wurde jedoch kritisiert (siehe die Debatte über das Induktionsproblem Risjord 2014, Kapitel 9) und ist auch in der tatsächlichen ethnologischen Forschung kaum vorzufinden – immer fließen theoretische Überlegungen und Vorentscheidungen in die Datengewinnung ein, selbst wenn sie auf Alltagstheorien beruhen. Genauso fruchtlos wie ein rein induktives Vorgehen wäre auch ausschließliche Deduktion (das Schließen vom Allgemeinen auf das Einzelne): Die Ableitung von Aussagen aus theoretischen Zusammenhängen allein wäre in der ethnologischen Forschung wenig nützlich. Die Beziehung zwischen Induktion und Deduktion ist eher als Kontinuum zu verstehen, und je nach Forschungsfrage liegt die Betonung näher an dem einen oder anderen Ende dieses Kontinuums. Hier geht es darum, den Schwerpunkt bisheriger ethnologischer Forschungen deutlich zu machen und auch zu zeigen, dass die Beziehung zwischen Daten und

Theorie keine „natürliche“ ist, sondern auf Vorentscheidungen beruht, über die man sich Gedanken machen sollte (siehe Fay 2006, Risjord 2014).

1.2 Vor der Feldforschung

Die wichtigste und erste Voraussetzung für die Durchführung einer Feldforschung oder eines Feldforschungspraktikums ist die Ausbildung. Eine Feldforschung unterscheidet sich von einer Urlaubsreise in ein „exotisches“ Land u. a. dadurch, dass man sie zielgerichtet und gut vorbereitet durchführt. Das bedeutet im Allgemeinen im Rahmen des Ethnologiestudiums die Teilnahme an Veranstaltungen zu bestimmten empirischen Verfahren und eine gute allgemeine Kenntnis ethnologischer Theorien sowie das Erlernen von Grundkenntnissen der im Untersuchungsgebiet gesprochenen Sprache und historischen Zusammenhänge. Die Studienpläne mancher Institute sehen für studentische Feldforschungspraktika oder „Lehrforschungen“ weitere Voraussetzungen vor, wie etwa den Abschluss des Grundstudiums oder den Besuch spezifischer Lehrveranstaltungen.

Das Erlernen der jeweiligen Sprache und/oder der regionalen Verkehrssprache (etwa Spanisch, Französisch, Portugiesisch, Tok Pisin oder Bahasa Indonesia) ist unerlässlich (siehe zur Bedeutung der Sprache bei der Feldforschung den Beitrag von Thomas Widlok in diesem Band). Selbst über ausgefallene Sprachen, die an Universitäten nicht unterrichtet werden, kann man sich z. B. mit Hilfe von MigrantInnen aus der betreffenden Region, die eventuell am eigenen Ort leben, vor dem Aufenthalt Kenntnisse aneignen. Bei der Vorbereitung einer Feldforschung sollte für den vorbereitenden Erwerb von Sprachkenntnissen ausreichend Zeit eingeplant werden.

Es gibt Studierende, die, von ihrer Sprachbegabung überzeugt, davon schwärmen, es sei doch viel ‚natürlicher‘, mit den Menschen im Feld die Sprache zu lernen, anstatt ‚künstlich‘ und langweilig vorher am heimischen Schreibtisch Vokabeln zu pauken. Ganz ‚natürlich‘ wird man ohnehin im Feld noch viel dazu lernen müssen. Je besser man jedoch vorbereitet ist, desto besser sind auch die zu erwartenden Ergebnisse. Es ist darüber hinaus eine Verpflichtung gegenüber den Untersuchten und den Geldgebern – egal ob es sich dabei um die eigenen Eltern oder die Deutsche Forschungsgemeinschaft handelt –, die knappe Zeit so gut wie möglich zu nutzen.

Das Erlernen der Sprache(n) setzt jedoch voraus, dass man sich bereits für eine Region entschieden hat, in der die geplante Feldforschung stattfinden soll. Es gibt zwei Möglichkeiten für die Auswahl der Feldforschungsregion: Entweder man hat gute und pragmatische Gründe, in einer bestimmten Gegend zu forschen, man kann etwa die (Verkehrs-)Sprache schon, hat dort

bereits früher gearbeitet, kann vorhandenes Material nutzen oder hat persönliche Beziehungen dorthin. Aus diesen Gründen wählt man dann ein Thema, das an jenem Ort besonders gut zu untersuchen und im theoretischen Rahmen sinnvoll ist. Eine zweite Möglichkeit ist, dass sich aus der Lektüre und theoretischen Zusammenhängen, mit denen man sich beschäftigt hat, Fragestellungen ergeben, die durch eine empirische Untersuchung geklärt werden sollen. Die Region wählt man dann danach aus, wo eine solche Fragestellung besonders gut zu untersuchen ist. Häufig ist die Entscheidung für eine bestimmte Region und eine Fragestellung tatsächlich ein später schwer zu rekonstruierender Prozess, in dem persönliche Neigungen, praktische Überlegungen und auch Zufälle eine Rolle spielen.

Weder die Auswahl der lokalen Untersuchungseinheit noch die Festlegung einer bestimmten Fragestellung muss endgültig sein. Die Planung ist vorläufig, vieles entscheidet sich erst vor Ort, muss dort den Bedingungen angepasst und revidiert werden. Forschungen sind in der Ethnologie schwerer endgültig planbar als etwa eine physikalische Versuchsanordnung. EthnologInnen lassen sich im Feld von den Menschen, mit denen sie zusammenleben, in ihren Untersuchungsinteressen beeinflussen. Dies allerdings als Argument dafür zu verwenden, ohne jeden Forschungsplan eine Feldforschung zu beginnen, wäre verantwortungslos und naiv. Der Glaube, alles genau so umsetzen zu können, wie man sich das vorher vorgestellt hat, wäre aber ebenso falsch. Auch wenn für viele Gebiete, in denen EthnologInnen arbeiten, eine Vielzahl von Publikationen vorliegt, kann man nicht vorhersehen, ob während der Feldforschung an einem ganz bestimmten Ort das Thema modifiziert oder eventuell ganz aufgegeben werden muss (siehe zu diesem Problem auch Hauser-Schäublin in diesem Band). Die einzige Möglichkeit besteht also darin, sich so gut es geht vorzubereiten, eine begründete Wahl von Ort und Thema zu treffen, aber gleichzeitig darauf gefasst zu sein, dass man später eventuell davon abweicht. Auf der Basis einer präzisen Beschreibung des ursprünglichen Plans und der Dokumentation der Gründe für Abweichungen im Feld kann man später Geldgebern oder BetreuerInnen gegenüber rechtfertigen, warum etwa das Thema verändert wurde.

Der Prozess der Themenfindung und der Wahl des Ortes wird wesentlich auch durch die Lektüre beeinflusst. Nur durch Lesen kann man sich vorab ein Bild von den in der Region bereits untersuchten Themen, von speziellen Problemen, vom kulturellen Kontext und von lokalen Gegebenheiten machen. Aber auch Gespräche mit KommilitonInnen bzw. KollegInnen, die regional oder thematisch vergleichbare Interessen haben, können häufig Informationen beisteuern, die für eine spätere Entscheidung ausschlaggebend sind. Es kann auch sinnvoll sein, sich mit spezifischen Fragen an E-Mail-Listen zu wenden, die es sowohl mit regionaler als auch thematischer Ausrichtung

gibt. Für OzeanistInnen bietet z. B. die *Association for Social Anthropology in Oceania* (ASAO) eine solche Liste an. Wie man sich einträgt und eine Frage an alle verschickt, ist auf der ASAO-Homepage erklärt (www.soc.hawaii.edu/asao/pacific/hawaiki.html). Diese E-Mail-Liste stellt ein Forum dar, in dem sehr offen, hilfsbereit und kompetent auf Fragen und Probleme eingegangen wird. Auch Nicht-Mitglieder können hier mitdiskutieren. Am besten liest man jedoch, bevor man sich beteiligt oder eine Frage stellt, eine Weile mit, um den spezifischen ‚Stil‘ der Kommunikation kennenzulernen.

Am Anfang steht also auf jeden Fall die Formulierung der Zielsetzung: Was soll bei der Untersuchung herausgefunden werden? Was möchte ich wissen? Anregungen für Fragestellungen können sein: (1.) theoretische Überlegungen in der Fachliteratur, (2.) die Feststellung, dass ein bestimmter Themenbereich bislang empirisch nicht untersucht wurde oder (3.) dass eine Untersuchung dazu beitragen soll, ein gesellschaftlich relevantes Problem zu beschreiben und damit zur Lösung beizutragen. Eine solche an gesellschaftlich relevanten Themen orientierte Forschung würde etwa untersuchen, wie Aids-Prävention in einer bestimmten Region sinnvoll betrieben werden könnte. Nach eingehender Literaturrecherche müsste diese Zielsetzung in Untersuchungsfragen zerlegt werden, deren Beantwortung zur Problemlösung beitragen könnte. Immer ist die Zielsetzung der Forschung auch durch persönlich bestimmte Werturteile beeinflusst.

Für Studierende und DoktorandInnen ist bei der Formulierung der Zielsetzung und der Suche nach einer zu bewältigenden Fragestellung neben Gesprächen mit KommilitonInnen und erfahrenen EthnologInnen die Auseinandersetzung mit dem Betreuer oder der Betreuerin entscheidend. In der Sprechstunde zu sagen: „Ich möchte was über Tätowierungen machen, weil, ich hab’ mir auch gerade eine machen lassen und irgendwie finde ich das total spannend“, ist ein Gesprächseinstieg, der als erste Annäherung an ein Thema wenig bringt. Gegen einen persönlichen Bezug ist nichts einzuwenden, aber besser wäre es, für Thema, Region, Zeitplan und Vorgehen bereits konkretere Vorschläge zu erarbeiten, sie für sich selbst zu begründen und einen ersten Blick in die Literatur zu werfen. Zu den möglichen Themen sollte man sich schon vorher Notizen machen. In einem ersten Gespräch kann man dann abwägen, was für das eine und was für das andere Thema spricht. Das häufigste Problem bei der Formulierung von Themen für Feldforschungen sind viel zu weit gefasste Fragestellungen, die man gemeinsam eingrenzen und in Teilprobleme zerlegen muss.

Diese ersten Klärungen müssen nachbereitet werden. Wenn sich Studierende in einem einstündigen Gespräch über eine anstehende Feldforschung, bei dem zahlreiche Aspekte zur Sprache kommen, keine Notizen machen, dann ist fraglich, was am Ende überhaupt erinnert wird. So, wie man sich in der Feldforschung auf keinen Fall auf sein Gedächtnis verlassen darf, sollte

man es auch zu Hause nicht tun. Also muss man bei Gesprächen auf jeden Fall Stichwörter notieren und sich hinterher ein Fazit aufschreiben, zu welcher Übereinkunft man gekommen ist, etwa: Thema muss eingegrenzt und ein Zeitplan erstellt werden, oder jemand, der die Gegend gut kennt, sollte gefragt werden, was er von einem längeren Aufenthalt im Dorf XY hält. Bei einem zweiten Gespräch kann dann genau an dieser Stelle angeknüpft werden, und man fängt nicht wieder von vorne an.

Sind diese ersten Schritte getan, sollte ein Exposé geschrieben werden (für ausführlichere Anregungen zu wissenschaftlichen Arbeitstechniken siehe Beer und Fischer 2000). Ein Exposé dient dazu, Vorgehen und Fragestellung zu fixieren und zu verdeutlichen. Es hilft dabei, sich selbst über das Vorhaben klarer zu werden und ist für die/den BetreuerIn und eventuell auch für den Antrag auf ein Forschungsvisum oder bei Geldgebern notwendig. Ein Exposé muss Zielsetzung und Organisation des Vorhabens knapp, übersichtlich und präzise darstellen. Es sollte rechtzeitig vor der geplanten Feldforschung abgegeben werden, damit eventuelle Probleme noch geklärt werden können. Es sollte auch für LeserInnen, die mit Region und Thematik nicht vertraut sind, verständlich sein. Das Exposé muss neben allgemeinen Angaben zur Person die folgenden Punkte enthalten:

- Begründung der Wahl des Themas: Wie ist man zu dem Thema gekommen? Welche Anlässe gab es? Worin liegt die Relevanz des Themas?
- Vorarbeiten und Vorkenntnisse: Welche Vorkenntnisse (etwa Sprachkenntnisse, besuchte Lehrveranstaltungen) sind vorhanden? Welche Vorarbeiten wurden geleistet (etwa Anfragen bei Personen im Forschungsgebiet, Spracherwerb, Kontaktaufnahme)?
- Zielsetzung, Untersuchungsschwerpunkt und Fragestellung(en): Die Fragestellung sollte präzise formuliert werden und das Thema nicht zu umfangreich sein
- Literaturlage zum Thema: Regional und themenbezogen ein knapper Abriss, was zur Vorbereitung gelesen wurde
- Methoden: Beschreibung der anzuwendenden Verfahren und Techniken
- Arbeits- und Zeitplan: Knappe Beschreibung der Arbeitsschritte und des Zeitplans von der Vorbereitung über die Ankunft im ‚Feld‘ bis zur Auswertung

Für alle Vorentscheidungen, warum und wie ein Thema in einer Feldforschung untersucht werden soll, müssen Argumente angeführt werden. Jeder Schritt muss begründet sein. Das bedeutet Nachdenken und Auseinandersetzung mit Fragestellung und Methoden schon vor der eigentlichen Feld-

forschung. Leider gibt es Argumente, die immer wieder genannt werden, aber keine ausreichende Begründung geben. Ein geplantes Vorgehen sollte auf keinen Fall mit einer der drei folgenden Arten von Argumenten vertreten werden: 1. Neu versus Alt: „Das war schon immer so...“ – oder „Das ist das Allerneueste!“ 2. Personenbezogen: „Das machen alle so“, „das hat bisher noch keiner gemacht“ oder: „XY hat das auch gemacht“ und 3. Gefühlsbekundungen: „Das ist unheimlich interessant!“ Diese Arten von Argumenten werden hier angeführt, weil sie häufig sind – und wahrscheinlich auch tatsächlich einen Anstoß zu erstem Interesse geben. Aber sie sind hier auch deshalb wiedergegeben, weil man versuchen muss, durch Nachdenken und intensivere Beschäftigung mit dem Gegenstand über sie hinauszukommen und dazuzulernen.

Erst wenn das Ziel festgelegt ist, ist auch die Formulierung aller Argumente für oder gegen bestimmte Teilfragen, die Anwendung bestimmter Methoden auf dieses Ziel hin möglich. Das gilt für viele Arbeiten und Lebensbereiche, wenn man den Anspruch hat, ‚vernünftig‘ und systematisch vorzugehen. In der Wissenschaft ist es unumgänglich, so vorzugehen. Das ist anstrengend, aber notwendig und auch gerechtfertigt, denn für eine Feldforschung nimmt man Hilfe und Zeit vieler anderer Menschen in Anspruch und geht damit auch eine moralische Verpflichtung ein, sein Tun angemessen zu begründen.

Selbst wenn die Fragestellung festgelegt ist, besteht häufig noch ein Problem darin herauszufinden, mit welchen Methoden man sich dem Thema am sinnvollsten annähert. Grundsätzlich gibt es zwei Vorgehensweisen, die in ethnologischen Forschungen häufig miteinander kombiniert sind: beschreibende, deskriptive und problemorientierte, hypothesenprüfende Untersuchungen. Die Lebensweise einer Gruppe erstmalig in ihrem Gesamtzusammenhang zu beschreiben, ist heute nur noch selten Ziel einer Feldforschung. Es gibt jedoch Teilbereiche, die nicht oder bislang zu wenig untersucht worden sind und erstmals bearbeitet werden müssen. Etwa die Fragen: Welche Bedeutung haben Gerüche im Alltagsleben? Oder: Wie verbringen Kinder einer bestimmten ethnischen Gruppe ihren Alltag? Aber auch bei solchen Beschreibungen spielen häufig Vorannahmen und damit Hypothesen eine Rolle. Über die Beschreibung eines kulturellen Teilbereichs hinaus arbeiten EthnologInnen heutzutage verstärkt problemorientiert, auch wenn sie ihre Hypothesen nicht so explizit formulieren, wie das in anderen Sozialwissenschaften üblich ist (ein gutes Beispiel für ein hypothesenprüfendes Forschungsdesign gibt Diekmann 2007: 200 ff.). Bei deskriptiven Untersuchungen sind präzise Angaben, welche Merkmale bei welcher Bevölkerung beschrieben werden sollen, und bei problemorientierten eine präzise formulierte Hypothese wichtigste Voraussetzung. In ethnologischen Feldforschungen spielen meist beide Voraussetzungen eine

Rolle und werden in der explorativen und der problemorientierten Phase des Feldaufenthaltes unterschiedlich gewichtet.

Ist die Zielsetzung klar, können die angemessenen Methoden ausgewählt werden. Zum einen muss man dazu mehr über Voraussetzungen sowie Vor- und Nachteile einzelner Methoden wissen, wozu dieser Band beitragen soll. Zum anderen ist es meist notwendig, das Thema in weitere der Untersuchung zugängliche Teilfragen zu zerlegen. Dabei muss man darauf achten, dass diese sich tatsächlich auf Aspekte beziehen, die sich entweder in eindeutigen Verhaltensweisen ausdrücken und/oder sich direkt abfragen lassen. Das heißt, die verwendeten Begriffe müssen definiert und operationalisiert werden. „Operationalisierung“ bedeutet, den gewählten Begriff der Messung, der Beobachtung bzw. Befragung zugänglich zu machen (siehe Lang 1994: 19 ff.). Es gibt sehr abstrakte Begriffe, die schwer operationalisierbar sind. Leider haben Studierende häufig gerade für solche eine besondere Vorliebe: Da soll beispielsweise „Identität“ oder „Ethnizität“ bei den XY untersucht werden. Andere Fragestellungen dagegen, wie beispielsweise: „Die Weitergabe von Land bei den XY“ sind weniger beliebt. „Weitergabe“ wäre genauer zu definieren, etwa als die Übertragung von Rechten an Land (gibt es verschiedene Besitz-, Eigentums-, Nutzungsrechte?) von einer Person an eine andere. Land könnte verschenkt, vererbt, verkauft, verpachtet etc. werden. Mit Kartierungen und ethnographischem Zensus kann man Besitzverhältnisse für einen bestimmten Teil der Bevölkerung festhalten. Bei der Untersuchung von Genealogien könnte auf die Frage eingegangen werden, wer von wem welches Landstück geerbt hat, und man könnte Gerichtsverhandlungen um Landkonflikte systematisch beobachten, Erzählungen über Konflikte, Schenkungen oder Verkauf von Landstücken aufnehmen etc. Wenn es dagegen um „Identität“ geht, ist es schon schwer zu sagen, was das ist, und häufig noch schwerer zu beschreiben, wie sie sich ausdrückt. Nutzt man etwa das Tragen bestimmter Kleidungsstücke oder die Zubereitung spezieller Mahlzeiten als beobachtbare bzw. erfragbare Merkmale „ethnischer Identität“, baut man bereits auf die Hypothese auf, dass sie tatsächlich eine solche Bedeutung haben und nicht bloße Gewohnheiten sind. Das soll nicht heißen, dass Untersuchungen über „Identität“ unmöglich sind; es geht darum zu zeigen, welche Probleme die Wahl von Fragestellungen und Begriffen bei der empirischen Umsetzung erzeugen kann.

Ein weiteres Kriterium für die Wahl der Methoden ist deren Eignung im gewählten ethnographischen Kontext, für die spezifischen Bedingungen in der untersuchten Gesellschaft. Bei einer Forschung in modernen Industriegesellschaften oder in Städten kann etwa die Teilnahme weit schwieriger sein als in einem Dorf in den Tropen, wo sich ein Großteil des alltäglichen Lebens ohnehin für alle sichtbar außerhalb des Hauses vollzieht (siehe zu diesem Problem den Beitrag von Brigitta Hauser-Schäublin zur Teilneh-

menden Beobachtung in diesem Band). Insgesamt muss man versuchen, mit gesundem Menschenverstand und durch Kenntnis bestimmter Methoden die Angemessenheit von deren Anwendung abzuschätzen. Meist hilft auch ein Vorversuch (*pretest*) zu Beginn der problemorientierten Phase der Feldforschung. So kann festgestellt werden, ob Aufwand und Nutzen eines bestimmten Verfahrens in einem akzeptablen Verhältnis zueinander stehen.

Um sich alle Argumente für und gegen die gewählte Region, Fragestellung, Teilfragen und Methoden vor Augen zu führen, sind immer wieder Gespräche und Diskussionen mit KollegInnen, erfahrenen Feldforschenden und KennerInnen der Region notwendig. Auch die Vorstellung des eigenen Feldforschungsvorhabens in einem Seminar bzw. Kolloquium oder bei einer Tagung kann in der Diskussion zu neuen Anregungen, Ideen und eventuell zur Revidierung von Teilaspekten führen. Schließlich ist es unerlässlich, sich bereits im Vorfeld einer ethnologischen Forschung auch über mögliche ethische Probleme, die auftreten können, Gedanken zu machen. Dies beinhaltet Überlegungen dazu, wie man die Forschungsteilnehmenden über das Projekt informieren möchte, wie man ihr Einverständnis einholen möchte, welchen Nutzen sie überhaupt von der Forschung haben, aber auch, wie man vermeiden kann, dass den Forschungsteilnehmenden Nachteile entstehen, usw. (siehe dazu den Beitrag von Hansjörg Dilger).

Es gibt neben den dargestellten inhaltlichen auch eine Reihe praktischer Vorbereitungen, die getroffen werden müssen. Viele unterscheiden sich nicht von touristischen Fernreisen: Sei es Klärung der Krankenversicherung, Impfungen und Malaria-Prophylaxe oder des Visums und der Forschungsgenehmigung. Die Beantragung einer offiziellen Forschungsgenehmigung allerdings sollte in Zeitaufwand und Bedeutung nicht unterschätzt werden. Kontaktaufnahme zu Universitäten, Bibliotheken, Museen, Kirchen, KollegInnen oder EntwicklungshelferInnen im Land ist unbedingt ratsam. Man sollte bei den genannten Institutionen oder Personen schon vorher sein Kommen ankündigen. So erfährt man beispielsweise, ob eventuell KollegInnen in der Nähe arbeiten, ob Materialien in Archiven und Bibliotheken zugänglich sind und ob man bestimmte Bescheinigungen zu deren Benutzung braucht.

Zur Einschätzung der entstehenden Kosten oder für die Beantragung von Forschungsgeldern ist es notwendig, rechtzeitig Kostenvoranschläge für Flüge und die notwendigen technischen Hilfsmittel einzuholen. Mit der Frage, mit welchen Ausgaben vor Ort zu rechnen ist, sollte man sich an KollegInnen wenden, die schon in der Region gearbeitet haben. Auch die Entlohnung der Familie, bei der man eventuell lebt, und einzelner InformantInnen, die viel Zeit aufwenden, sollte man einplanen. Heutzutage haben die meisten Menschen, selbst in abgelegenen Gebieten, ein Einkommen, und mindestens den Verdienstausschlag sollte man ersetzen. Nicht immer muss Entlohnung

sich an Einzelne richten, häufig kann sich auch ein Beitrag ergeben, welcher der ganzen Gemeinschaft zugute kommt. Etwa ein Zuschuss zum Bau einer Schule, zur Befestigung eines Weges, zum Bau einer Pumpe o. ä. Es muss auch nicht immer nur Bargeld sein. Häufig sind zusätzlich mitgebrachte Dinge aus der nächsten Stadt, Fahrdienste, Hilfe bei Behördengängen, Krankentransporte oder Unterstützung bei Schriftverkehr und Übersetzungen Dienste von EthnologInnen, die sehr geschätzt werden.

Auch die Anschaffung von Ausrüstung und Geräten (Computer, Software, Kamera, Tonaufnahmeggerät, Videokamera, Kompass) sollte nicht im letzten Moment geschehen. Denn grundsätzlich gilt, dass man sich mit Geräten vor der Reise vertraut machen muss. Nur so bemerkt man, ob es bei der Bedienung größere Probleme als erwartet gibt, und kann einschätzen, wie die Resultate sein werden. Wer zur Anlage von Feldern oder über Landbesitz arbeiten will, sollte rechtzeitig lernen, wie man einen Kompass zur Vermessung und Kartierung von Landstücken benutzt. Zu Beginn der Feldforschung hat man anfänglich mit so vielen äußeren Problemen und ungewohnten Bedingungen zu kämpfen, dass die Sicherheit in der Bedienung aller Geräte eine erhebliche Entlastung bedeutet. Vor allem bei Reisen in die Tropen können Wasserfilter, mit spezifischen Mitteln behandelte Moskitonetze o. ä. notwendig werden. Was davon vor Ort oder was schon zu Hause angeschafft werden muss, erfährt man von KollegInnen, die in der Region gearbeitet haben.

EthnologInnen mit Erfahrung in der jeweiligen Region können am besten Auskunft darüber geben, womit man vor Ort Freude macht. Sehr zu empfehlen ist es, einige Dinge aus dem eigenen Umfeld mitzunehmen: Fotos von der eigenen Familie und Freunden, von der Wohnung, vom Arbeitsplatz und der Umgebung, verschiedene Sorten ‚deutscher Musik‘ und eventuell Videos über Deutschland. Der Unterhaltungswert von EthnologInnen ist ohnehin groß, und Erzählungen an langen Abenden über ‚das Leben zu Hause‘ werden mit Freude aufgenommen und sind gut mit Bildern zu illustrieren. So wird deutlich, dass auch EthnologInnen keine unsozialen Menschen sind und ebenfalls Verwandtschaft und ein soziales Netzwerk haben.

1.3 ... im Feld ...

Erste Kontakte zu KollegInnen, die schon vor Ort waren, zu Institutionen (etwa Universitäten, Behörden oder Bibliotheken) im Land haben im Allgemeinen bereits stattgefunden, bevor man ‚im Feld‘ ankommt. Am gewählten Ort der Forschung finden nun aber die ersten Begegnungen mit den Menschen statt, um die es eigentlich geht. Es sind diejenigen, mit denen der Eth-



Abb. 1 Einweihung des Hauses der Ethnologin (Foto: A. König)

nologe bzw. die Ethnologin die nächsten Monate zusammenleben wird. Dieser Augenblick der ersten Begegnung ist häufig für beide Seiten aufregend und ein ganz besonderer Moment (dazu auch Fischer [Hg.] 2002). In den Regionen, in denen wir gearbeitet haben, erinnern einige Menschen vor Ort das erste Kennenlernen sehr gut, wenn auch aus einer ganz anderen Perspektive. Viele spätere Gespräche begannen mit: „Weißt Du noch damals, als Du das erste Mal hier warst, und“, und dann folgten Beschreibungen von gegenseitigen Missverständnissen, Missgeschicken und schönen Erlebnissen, die einen im Lauf der Zeit immer stärker miteinander verbunden haben und in der Erinnerung verklärt werden. Erste Begegnungen und die gemeinsame Geschichte mittlerweile zahlreicher Aufenthalte werden wieder und wieder erzählt – in oral orientierten Kulturen eine Gedächtnisstütze und eine häufige Form der Unterhaltung. In der Feldforschungssituation bedeutet es auch ein Anknüpfen und die Wiederaufnahme der durch die längere Abwesenheit unterbrochenen Beziehungen. In der Feldforschungsliteratur werden die ersten Begegnungen meist etwas steif als „Kontaktaufnahme“ bezeichnet. Bei diesem Einstieg möchte man nichts falsch machen, ein Rezept dafür gibt es allerdings nicht: „Es gibt keine universellen Verhaltensregeln – aber die Wahrscheinlichkeit, dass Freundlichkeit, Bescheidenheit, Zurückhaltung und Höflichkeit honoriert werden, ist groß“ (Illius 2006).

Meistens ist es notwendig, bestehende Hierarchien zu respektieren und sich gleich zu Beginn der Feldforschung lokalen Autoritätspersonen vorzustellen, etwa dem Bürgermeister, Dorfältesten oder Sprecher einer bestimmten Gruppe. Sie müssen über das Forschungsvorhaben informiert werden und dürfen keinesfalls umgangen werden, auch wenn von ‚höherer‘ Stelle eine Forschungsgenehmigung vorliegt.

In dieser Phase ist es wichtig, genau zu notieren, was vor sich geht. Man muss sich gut überlegen, welche Auswirkungen es haben könnte, wenn man sich zu eng an bestimmte Personen anschließt. Man sollte sich nicht von einer Seite vereinnahmen lassen und etwaige Eifersüchteleien zwischen Einzelpersonen oder Familien dadurch vermeiden, dass man ganz deutlich macht, dass es neben Spaß, Freundschaft und gemeinsamen Erlebnissen um die Arbeit geht. Deutliche Hinweise darauf, dass die ethnologische Arbeit Gespräche mit allen Personen, aber auch vertrauliche Behandlung von Informationen bedeutet, sind ganz besonders wichtig. Das eigene Forschungsprojekt muss, so gut es geht, auch den Einheimischen gegenüber erläutert, ‚übersetzt‘ und begründet werden. Für spezifische Fragestellungen wird man später dann SpezialistInnen oder HauptinformantInnen auswählen. Für manche Verfahren (etwa bei der Systematischen Beobachtung) wird man nach dem Zufallsprinzip InformantInnen aus einer Gesamtheit der untersuchten Gruppe auswählen oder versuchen, sich nach dem Schneeballsystem von einer Person jeweils die nächsten InformantInnen nennen zu lassen, die einem weiterhelfen können.

Den viel beschriebenen „Kulturschock“ hat Bettina Beer weder im Feld noch bei ihrer Rückkehr nach Deutschland erlebt. Das mag an langen Vorbereitungsphasen gelegen haben, in denen bereits Kontakt zu Angehörigen der untersuchten Kulturen bestanden, vermutlich aber auch daran, dass sie bei herzlichen und an ihrer Arbeit interessierten GastgeberInnen lebte. Schwerer waren während der Feldforschung die nach langem Aufenthalt manchmal eintretende Langeweile und die häufige Müdigkeit zu verkraften: wenn es zu heiß war, um zu arbeiten, für ein ruhiges Gespräch niemand im Dorf war, alle sich in den Gärten ausruhen und das letzte Buch ausgelesen war. Aber auch damit lernt man umzugehen, und leichter ist es, wenn man weiß, dass es anderen ähnlich ergangen ist. Solche persönlichen Eindrücke sind sehr gut dargestellt in eingangs bereits genannten Erfahrungsberichten (siehe dazu auch Malinowskis umstrittenes Tagebuch [1967] oder Nigel Barleys für ein allgemeines Publikum geschriebene Berichte [z. B. Barley 1989]).

Anika König hingegen erlebte zwar keinen Kulturschock, doch wurde sie vom sogenannten *reverse culture shock* überrascht, der ihr die Rückkehr nach der Feldforschung erschwerte. Einer der Gründe kann gewesen sein, dass sie nicht in ihre eigene, sondern eine ebenfalls fremde, dritte Gesell-

schaft – nämlich nach Australien, wo sie zu der Zeit promovierte – zurückkehrte. Entscheidender war jedoch sicherlich der Wechsel von einem Dorf, in dem bittere Armut herrschte, zurück in ein Umfeld, in dem die Menschen in großem Überfluss lebten. Dieser Überfluss wurde durch die Erfahrungen in einem von Nahrungsmangel geprägten Dorf in West-Kalimantan, Indonesien, auf neue Art sichtbar und erfahrbar, die für die Ethnologin teilweise schwer aushaltbar war. An diesen beiden Beispielen lässt sich erkennen, wie unterschiedlich Erfahrungen von EthnologInnen sein können – sie sind beeinflusst von der Persönlichkeit des Forschers bzw. der Forscherin, aber auch von dem Ort, an dem geforscht wird, sowie von dem, an den man zurückkehrt, sowie von vielen weiteren Aspekten.

Während der Feldforschung wird meist zwischen einer explorativen und einer stärker problemorientierten Phase unterschieden. „Explorativ“ bedeutet „entdeckend“ oder „erforschend“ – in dieser Phase nimmt man zunächst viele verschiedene Informationen ganz unterschiedlicher Qualität auf, um sich im Alltag der untersuchten Gruppe zurechtzufinden. Man lernt die Namen der wichtigsten Bezugspersonen, lernt verschiedene Personen kennen und voneinander zu unterscheiden, vertieft die Sprachkenntnisse und lernt, sich in der Umgebung zu orientieren. Man richtet sich in seinem neuen Alltag ein und findet, angepasst an die Gruppe, bei der man lebt, einen eigenen Lebensrhythmus im Feld. Die teilnehmende Beobachtung, das ‚Mitmachen‘, Zuhören und Lernen spielt zu Beginn der Feldforschung eine besonders große Rolle (siehe dazu den Beitrag von Brigitta Hauser-Schäublin in diesem Band). In dieser ersten Phase ist ausgiebiges Tagebuchschreiben ausgesprochen wichtig, denn gerade jetzt kann der Neuankömmling oft noch gar nicht beurteilen, welche Informationen später von Bedeutung sein werden. Auch für die spätere Einschätzung der eigenen Beziehung zu bestimmten Personen kann es beispielsweise nützlich sein, zurückzublättern und nachzulesen, unter welchen Umständen der Kontakt zustande kam und von wem die Initiative ausging.

Nach den ersten Wochen bzw. Monaten (das hängt von Dauer und Umständen der Feldforschung ab) fühlt man sich in seiner neuen Umwelt mehr ‚zu Hause‘, hat viel gelernt und eine große Menge an Informationen erhalten. Auch die GastgeberInnen verstehen zu diesem Zeitpunkt besser, warum man bei ihnen ist, sie haben den Ethnologen bzw. die Ethnologin inzwischen kennengelernt, und es haben sich engere und vertrauensvolle Beziehungen zu Einzelpersonen herausgebildet. Spätestens jetzt wird man damit beginnen, einen Zeitplan zu erstellen bzw. den im Exposé vorgesehenen zu überdenken. Nun beginnt man in der „problemorientierten Phase“ mit der Anwendung spezifischer Verfahren. Einige muss man eventuell vorher erst mit einzelnen InformantInnen ausprobieren, man muss wissen, ob sie akzeptiert werden, ob das Vorgehen verstanden wird und mit wem man es am

besten durchführt. In dieser Phase werden neben alltäglichen Gesprächen, die eine Fülle an Informationen liefern, gezielte Interviews wichtiger (siehe dazu die Beiträge von Judith Schlehe und Martin Sökefeld). Neben der Teilnehmenden kann nun auch die Systematische Beobachtung (siehe dazu den Beitrag von Bettina Beer) eingesetzt werden.

Das ‚Feld‘, in dem EthnologInnen arbeiten, hat sich in den letzten Jahrzehnten erheblich gewandelt. Zum einen haben EthnologInnen sich zunehmend ‚modernen‘ Lebensräumen zugewandt und zum anderen haben sich auch ‚traditionellere‘ Gebiete verändert. So gibt es heute kaum mehr Orte, an denen nicht schon zuvor von anderen geforscht wurde oder wo nicht zumindest über längere Zeiträume verschiedene Sachverhalte schriftlich dokumentiert wurden. Das hat zur Folge, dass EthnologInnen heute während der Feldforschung stärker als früher ihr Augenmerk auf bereits vorhandene schriftliche Dokumente (siehe etwa Fischer 1998) und Archive lenken, die es mittlerweile in vielen Untersuchungsgebieten gibt. Im Archiv kopierte Dokumente oder auch Unterlagen, die man von InformantInnen bekommt, sollte man auf jeden Fall in Listen festhalten, mit Herkunft, Datum, Ort und stichwortartigem Inhalt der Dokumente, um nach längerer Feldforschung den Überblick zu behalten, welche Informationen zur Verfügung stehen.

Vor der ersten Feldforschung stellen sich viele vor, dass sie den ganzen Tag Abenteuer bestehen, mit den Menschen vor Ort unterwegs sind und neue Dinge kennenlernen. Etwas ernüchternd ist es, wenn man dann feststellt, wie viele Stunden Schreibarbeit ‚ein Abenteuer‘ kostet. Man erlebt viel, und vor allem in der explorativen Phase ist auch vieles völlig neu. Umso länger braucht man dafür, alles zu dokumentieren und festzuhalten (zur Dokumentation siehe den Beitrag von Hans Fischer und Bettina Beer). Der wichtigste Arbeitsplatz im Feld ist also – nicht anders als zu Hause auch – der, wenn auch vielleicht provisorisch selbstgebaute, Schreibtisch. Nur mit dem Unterschied, dass man sich oft nicht aussuchen kann, wann man daran arbeitet, dass man auf die Zeiten angewiesen ist, in denen die anderen sich ausruhen oder mit ihren eigenen Dingen beschäftigt sind. Gerade in den Tropen sind das häufig die heißen Mittagsstunden. Wenn die Temperaturen am Abend dann angenehm sind, stehen wieder alle InformantInnen zur Verfügung, und das soziale Leben ist so intensiv, dass man sich kaum an den Schreibtisch zurückziehen kann. Viele EthnologInnen reservieren auch die späteren Abendstunden für die Schreibtischarbeit. Insgesamt gilt, dass das jeweilige Forschungsfeld und dessen Tagesrhythmus bestimmend für den Tagesplan des Ethnologen oder der Ethnologin sind.

Das Zusammenleben von Menschen ist immer von unterschiedlichen Interessen geprägt, die hin und wieder auch zusammenstoßen. Nicht anders ist es während der Feldforschung. D. h., zwischen FeldforscherInnen und InformantInnen, aber auch unter den Untersuchten, kommt es mit ziemlicher

Sicherheit zu Auseinandersetzungen. Bei Uneinigkeiten im Untersuchungsgebiet kann man davon ausgehen, dass eine der Parteien versucht, sich die Unterstützung des Ethnologen oder der Ethnologin zu sichern. So gerät man schnell ungewollt ‚zwischen die Fronten‘. Wichtig ist es, sich klar zu machen, dass das ‚normal‘ ist und nicht (unbedingt) auf eigenes Verschulden zurückgeht. Häufig muss man bei Konflikten mithilfe des eigenen Menschenverstands reagieren – Patentrezepte gibt es nicht. Besonders wichtig ist gerade in heiklen Situationen die oben bereits erwähnte Sprachkompetenz. Man kann die Situation nur dann richtig einschätzen, wenn man auch Bemerkungen versteht, die nicht an einen selbst gerichtet oder nicht für einen bestimmt sind. Nur so können Konflikte rechtzeitig bemerkt werden, und man kann versuchen, offen damit umzugehen, sie zur Sprache zu bringen und zu lösen. In manchen Situationen können auch eher indirekte Lösungsstrategien notwendig sein, damit niemand ‚sein Gesicht verliert‘ – dies ist insbesondere in Kulturen wichtig, in denen offene und direkte Diskussionen eher unüblich und unhöflich sind.

Gerade bei lang dauernden Feldforschungen kann es auch notwendig sein, eine Pause einzulegen und etwa für einige Tage in die nächste Stadt zu fahren. Verbinden kann man das damit, die Nahrungsmittelvorräte zu ergänzen, nach Post zu schauen, zu telefonieren oder E-Mails zu versenden. D. h. nicht, dass man seinen Stützpunkt auf Dauer in einem feinen Hotel mit TV, Wäscherei und Telefon einrichtet. Wichtig ist vielmehr, dass man von Zeit zu Zeit Distanz gewinnt und aus diesem Abstand heraus sowohl über die Beziehungen vor Ort als auch über das eigene Vorgehen, den Fortgang der Forschung und eventuelle Veränderungen in der Planung nachdenken kann. Alternativ kann man auch KollegInnen in einem Nachbargebiet besuchen oder allein einen Ausflug unternehmen. Ein wenig Distanz kann helfen, Probleme in einem neuen Licht zu sehen und auf neue Ideen zu kommen. Letztlich ist Forschung auch ein kreativer Prozess, der durch zu viel Routine und Überdruß behindert wird.

Während der Feldforschung stellen sich ethische Probleme, über die man, wie oben erwähnt, bereits vorher nachgedacht haben sollte (siehe dazu Hansjörg Dilger), und es ergeben sich moralische Verpflichtungen. Meist erfährt man viel Unterstützung durch Freunde, Verwandte, KollegInnen, durch Organisationen, die Forschungen fördern, und vor allem durch die Menschen vor Ort. Das legt EthnologInnen eine große Verpflichtung und Verantwortung auf, dass sich das Vorhaben nicht nur für sie selbst, sondern auch für die ForschungsteilnehmerInnen bzw. für die Allgemeinheit lohnt. Zum einen ist dies bereits eine Überlegung, die in die Themenwahl einfließen sollte, also ob die Untersuchung eines bestimmten Aspektes tatsächlich zu einem besseren Verständnis wichtiger Zusammenhänge und eventuell zur Lösung praktischer Probleme beiträgt. Zum anderen hängt der Erfolg jedoch auch

von den eigenen Bemühungen ab. Deshalb sollte man so gut wie möglich vorbereitet sein, um der eigenen Verantwortung bei der Feldforschung gerecht zu werden.

Ethische Probleme bestehen aber auch in der Frage, ob InformantInnen angemessen für Arbeits- und Zeitaufwand entschädigt werden (siehe den Beitrag von Hansjörg Dilger in diesem Band). Oder in der Frage, wie ich mich verhalte, wenn sie im Begriff sind, Unrecht zu tun: Soll ich eingreifen? Inwieweit verändere ich das Forschungsfeld? Wie gehe ich mit vertraulichen Informationen um? Aber auch die Frage, inwieweit man bei Systematischen Beobachtungen ‚verdeckt‘ vorgehen darf (siehe Bettina Beer in diesem Band), ist ein ethisches Problem. Das führt weiter zur Frage, inwieweit allen Informantinnen und Informanten verständlich gemacht werden kann, was man möchte und warum man sich bei ihnen aufhält. Gelingt das nicht, werden eventuell falsche Hoffnungen und Erwartungen geweckt. Vollständig wird es nie gelingen, deutlich zu machen, welche Ziele hinter der Feldforschung stehen. Als Ideal sollte aus ethischen Gründen jedoch angestrebt werden, die Menschen, mit denen man während der Feldforschung zusammenlebt, so weit wie möglich über die eigenen Motive und Absichten aufzuklären.

Bei einer Methode, in der Kommunikation die Situation der Datenerhebung bestimmt und der Mensch selbst eines der wichtigsten Forschungsinstrumente ist, stellen sich ethische Fragen in allen Phasen des Forschungsprozesses und auf ganz verschiedenen Ebenen: Welches Forschungsthema wähle ich? Wie gehe ich mit Armut und struktureller Ungleichheit zwischen Angehörigen verschiedener Gesellschaften um? Wie verhalte ich mich richtig in konkreten Alltagssituationen? Viele ethische Probleme stellen sich im Alltag der Feldforschung, weil der oder die ForscherIn versucht, sowohl den moralischen Standards seiner eigenen Kultur als auch denen der Einheimischen zu genügen. Greift man ein, wenn in der untersuchten Gesellschaft ‚Unrecht‘ geschieht? Darf man überhaupt Partei ergreifen? Bruno Illius schreibt: „Manchmal hilft es schon, sich klar zu machen, dass wir nicht gerufen worden sind, oder zu überlegen, was ohne unsere Anwesenheit geschehen würde. In jedem Fall sollte man das hier nur angedeutete Spektrum möglicher ethischer Dilemmata kennen“ (2006: 91).

1.4 ... und danach

Zusammengenommen dauern Feldforschungsvorbereitungen und die spätere Auswertung der Daten meist länger als die eigentliche Feldforschung, vom Transkribieren der Interviews über das Ordnen von Informationen und

das Auswerten von quantitativen Daten mit computergestützten Verfahren bis hin zum Schreiben eines Berichts oder Artikels. Wie schon erwähnt, sind Auswertungsverfahren nicht Gegenstand dieses Sammelbandes. Hier nur einige Hinweise zur späteren Darstellung der Forschungsergebnisse.

Bei der Darstellung der Ergebnisse besteht immer ein Konflikt. Einerseits müssen Daten überprüfbar sein, andererseits stellt der Schutz der Persönlichkeitsrechte eine entscheidende ethische Notwendigkeit dar. Durch Anonymisierung können zwar Einzelpersonen geschützt werden; für die ForschungsteilnehmerInnen selbst ist es jedoch meist kein Problem, durch den beschriebenen Kontext die Anonymisierung schnell zu entschlüsseln. Man muss sich also genau überlegen, wer die Ergebnisse lesen wird. Schickt man diese Version an die Menschen im Feld? Ist es ein Feldforschungsbericht, der in der Schublade der Professorin oder des Professors verstauben wird? Oder plant man, den Bericht im Internet zu veröffentlichen? Für die Abfassung eines Berichts und die Zusammenfassung von Ergebnissen ist es grundsätzlich entscheidend, vorher zu klären, an wen sich der Text richtet und mit welchem Interesse er gelesen wird (ausführlicher zum Schreiben wissenschaftlicher Texte in der Ethnologie siehe auch Beer und Fischer 2000).

Bei der Darstellung von Feldforschungsergebnissen sollte immer auch der Vorgehensweise, der Darstellung der Datengewinnung, ausreichend Raum gegeben werden. So genau wie möglich muss beschrieben werden, wie InformantInnen ausgewählt, Daten erhoben und Informationen später ausgewertet wurden. Auch Veränderungen des Forschungsvorhabens aufgrund lokaler Gegebenheiten, Probleme in der Interaktion mit den ForschungsteilnehmerInnen sowie eine Beschreibung der Rolle des Ethnologen bzw. der Ethnologin im Feld gehören dazu. Das muss nicht in eine große ‚Nabelschau‘ ausarten. Entscheidend ist, dass die LeserInnen genügend Hintergrundinformationen erhalten, um die vorgelegten Ergebnisse einordnen und bewerten zu können. Ohne eine Darstellung der Methode ist Quellenkritik kaum möglich. Bei der späteren Abfassung eines Berichts kann auch das ursprüngliche Exposé hilfreich sein: Wie war der Aufenthalt ursprünglich geplant? In welchen Punkten gab es Abweichungen? Welche Methoden sollten angewendet werden? Welche haben sich ganz besonders bewährt und warum? Diese Informationen spielen auch für andere EthnologInnen eine Rolle, die zu einer ähnlichen Thematik oder in demselben Gebiet forschen wollen.

1.5 Lokale Kontexte und globale Verflechtungen

Heute von der Feldforschung zu sprechen ist problematisch geworden. Je nach theoretischer Ausrichtung und der Einbettung lokaler Gegebenheiten in globale Kontexte müsste in vielen Fällen wohl eher von *Feldforschungen* gesprochen werden. Feldforschung mit der Betonung der Teilnahme wurde für die Erforschung von Gesellschaften entwickelt, in denen die Teilnahme am Alltag relativ unproblematisch möglich war. In vielen Fällen führten EthnologInnen ihre Forschungen in einem einzigen Dorf durch, in dem sie über lange Zeiträume (die durchaus bis zu mehrere Jahre andauern konnten) blieben. In modernen Industriegesellschaften mit durchorganisierten Arbeitsabläufen und veränderten Vorstellungen von „Privatheit“ ist ethnologische Feldforschung hingegen nur in einer angepassten Form durchführbar, da es in diesen Kontexten eher unwahrscheinlich ist, dass EthnologInnen bei einer Familie einziehen und dort für einen längeren Zeitraum wohnen bleiben können, dass sie die Familienmitglieder täglich zur Arbeit begleiten und dann noch abends mit ihnen zusammensitzen, um mehrere Stunden lang über verschiedenste Themen zu sprechen. Dennoch ist teilnehmende Feldforschung auch in Industriegesellschaften möglich, wenn auch die Teilnahme auf bestimmte Tätigkeiten, Themen und Kontexte beschränkt ist und das ‚Feld‘ eher ein Netz aus Beziehungen ist, dessen Abgrenzung nach Vered Amit (2000) ‚konstruiert‘ ist. Wichtig ist auch, zu berücksichtigen, dass diese Beziehungsnetze nicht statisch, sondern durch eine große Mobilität von Menschen, aber auch Gegenständen oder Themen gekennzeichnet sind. Während Anika Königs Forschung in West-Kalimantan, 2007–2008, schafften sich viele DorfbewohnerInnen mit mühsam zusammengespartem Geld Mobiltelefone an, die dort mangels Empfang und Geld für Gesprächsguthaben gar nicht zum Telefonieren genutzt werden konnten. Stattdessen wurden sie genutzt, um Handyvideos mit anderen anzuschauen und zu teilen – u. a. Videos eines in einer anderen Provinz stattgefundenen ethnischen Konflikts, der fälschlicherweise immer wieder für einen Konflikt in der eigenen Region mehrere Jahre zuvor ausgegeben wurde. Dieses kleine Beispiel illustriert, dass selbst abgelegene erscheinende Regionen in regionale und globale Netzwerke eingebunden sind – durch den Erwerb von Gegenständen wie in China hergestellte Handys, das Herunterladen von Videos im Internetcafé in der mehrere Stunden entfernten Stadt, das Teilen mit anderen von Videos, die in weit entfernten Landesteilen aufgenommen wurden usw. Zwar ist dies keine neue Entwicklung, denn Handel und Tausch hat es schon immer gegeben, doch haben sich vor allem durch die globalen Informations- und Kommunikationsströme Netzwerke entwickelt, denen sich die wenigsten heutzutage entziehen können.

Ein Ansatz, um der Fluidität von kulturellen Bedeutungen, aber auch Phänomenen wie Migration, der Einbettung lokaler Gegebenheiten in globale Zusammenhänge usw. Rechnung zu tragen, ist die von George Marcus entwickelte *multi-sited ethnography* (1995), bei der an verschiedenen Orten für kürzere Zeiträume geforscht und die Daten zueinander in Bezug gesetzt werden. Während die Langfristigkeit des Aufenthaltes an einem einzigen Ort bei diesem Forschungsansatz wegfällt, betont Marcus die Wichtigkeit, auch und gerade bei der *multi-sited ethnography*, das Handwerkszeug des ethnologischen Forschens gründlich zu erlernen und anzuwenden (ebd.: 100–101).

Ein ähnliches Vorgehen schlägt Gisela Welz (1998) vor, nämlich die Vorteile der ‚klassischen‘ ethnologischen Feldforschung auch auf die von ihr so bezeichneten *moving targets*, also etwa MigrantInnen, in einer immer mobiler werdenden Welt anzuwenden. Sie macht auch deutlich, dass es gegenwärtig in erster Linie um eine Veränderung des Blickwinkels in Theorie und Methodik der Kulturwissenschaften geht – Mobilität und internationale Vernetzung durch Beziehungen über Grenzen hinweg gibt es tatsächlich schon sehr viel länger als die Beschwörung zunehmender Globalisierung. Auch in nach wie vor lang andauernden stationären Feldforschungsstudien, bei denen mittels Teilnehmender Beobachtung detaillierte Daten auf der Mikroebene gewonnen werden, geht niemand mehr von einer abgeschlossenen Einheit aus. Internationale Vernetzung und die Einbindung lokaler Akteure in globale Zusammenhänge sind heute eine Selbstverständlichkeit.

Feldforschung als Methode kann also nicht von theoretischen Entwicklungen losgelöst betrachtet werden, beide sind eng miteinander verbunden. Bei allen methodologischen und theoretischen Veränderungen hat die Feldforschung jedoch ihre zentrale Bedeutung behalten (Wolf 2001b). Die Bedeutung Teilnehmender Beobachtung in der Feldforschung hat dazu geführt, dass die Beziehung zwischen Befragung und Beobachtung in interkulturellen Situationen, zwischen **Aussagen** über Werte und Normen und tatsächlichem **Verhalten** der InformantInnen in der Ethnologie zunehmend problematisiert wurde. Das ist eine der Stärken der Feldforschung, die in vielen modernen und veränderten Kontexten ihre Bedeutung beibehalten hat. ‚Zuhause‘ und ‚Feld‘ sind durch Technologie und neue Medien zudem enger miteinander verbunden, als dies noch vor 30 Jahren der Fall war. Wohin früher eine Schiffsreise Wochen dauerte, gelangt man heute in einem Tag mit dem Flugzeug; mit Menschen an Orten, wohin Briefe Wochen unterwegs waren, werden heute in Sekunden E-Mails oder Messenger-Nachrichten ausgetauscht. Teilweise sind ‚Feld‘ und ‚Heimat‘ auch nicht mehr klar voneinander zu trennen. Manche WissenschaftlerInnen aus außereuropäischen Gesellschaften gehen zunächst ins Ausland, um zu studieren, und führen dann dort Feldforschungen durch oder kehren in ihre Heimat zurück, um

dort zu forschen. Aber auch ForscherInnen aus Europa und den USA betreiben Feldforschung immer häufiger in ihren eigenen Gesellschaften, meist in bestimmten kulturellen Teilbereichen dieser komplexen Industriegesellschaften. Andere kombinieren Forschungen in ihrer Heimat mit solchen an einem anderen Ort. So hat etwa Cathy Small (1997) zunächst tonganische Migrantinnen in den USA und Tonga untersucht und in einem späteren Projekt CollegestudentInnen in den USA. Sie hat sich dazu in einem College einquartiert und teilnehmend die Innenperspektive der Studierenden kennen und verstehen gelernt. Die Ergebnisse publizierte sie unter einem Pseudonym (Nathan 2005). Als methodisches Hilfsmittel, aber auch als zu untersuchendes ‚Feld‘ innerhalb moderner komplexer Gesellschaften, rückt auch das Internet stärker in den Mittelpunkt. Boellstorff (2008) beispielsweise führte eine komplette ethnographische Forschung in einer internetbasierten virtuellen Welt – *Second Life* – durch. Mithilfe eines Avatars und in einem virtuellen Büro untersuchte er soziale Interaktion in dieser virtuellen Welt. Dabei wendete er einerseits sehr klassische Methoden der Feldforschung, wie Teilnehmende Beobachtung und Interviews an, verwendete aber das Internet auch als methodisches Hilfsmittel, indem er z. B. Chatprotokolle für die spätere Auswertung speicherte. Diese Art von Forschung wurde erst durch den mittlerweile fast flächendeckenden Zugang zum Internet möglich, wodurch sowohl ForschungsteilnehmerInnen als auch Forschende dieses Medium jederzeit verwenden können.

Auch können durch verbesserte technische Möglichkeiten sehr große Datenmengen aufgenommen, gespeichert und analysiert werden. Gleichzeitig muss man für internetbasierte Forschungen, jedenfalls wenn diese hauptsächlich im Internet stattfinden, oft den heimischen Schreibtisch gar nicht verlassen, was Vorteile (geringerer Aufwand, keine anstrengenden Reisen, niedrigere Kosten), aber auch Nachteile (weniger Distanz zwischen Feld und üblichem Wohnort, weniger ‚exklusive‘ Forschungszeit, Fortführung alltäglicher Tätigkeiten) mit sich bringt.

Wie man an diesen Beispielen gut erkennen kann, verändern sich Forschungsfelder rapide, weshalb auch Langzeituntersuchungen, die diese Veränderungen aufzeigen, immer wichtiger werden (Kemper und Royce 2002). Wiederholungsaufenthalte, gezielte *restudies* und die Fortsetzung des Kontaktes zwischen den Forschungsaufhalten durch Briefe, E-Mails oder Instant Messenger ermöglichen es zum einen, Entwicklungen auch während der Abwesenheit zu verfolgen, zum anderen den Kontakt zu den Menschen aufrechtzuerhalten, die nicht bloß ‚InformantInnen‘ bleiben, sondern zu vertrauten Menschen werden können.

1.6 Feldforschung in der ‚eigenen‘ Gesellschaft

Feldforschungen werden zunehmend auch in vertrauten kulturellen Kontexten durchgeführt. Für manche ist das die eigene Gesellschaft bzw. eine Gruppe in der eigenen Gesellschaft oder im Heimatland (z. B. Madden 2017). Feldforschung in der ‚eigenen‘ (häufig multikulturellen) Gesellschaft stellt EthnologInnen vor besondere Herausforderungen, denn das Spannungsfeld eigen/fremd, das prinzipiell der ethnologischen Forschung zugrunde liegt und das Erkennen von Besonderheiten vereinfacht und ermöglicht, muss auch hierbei unablässig reflektiert werden. Bettina Beer (1996) wurde dies beispielsweise bei der Untersuchung deutsch-philippinischer Ehen in Hamburg bewusst: Es war für sie besonders wichtig, sich immer wieder zu distanzieren, sonst hätte die Gefahr bestanden, sich zu sehr auf eigene Vorannahmen zu verlassen, also z. B. vermeintlich ohnehin zu wissen, was ‚deutsche Männer‘ von ihrer Ehe mit einer philippinischen Frau erwarteten.

Die Haltung, eigene Werte und Vorstellungen zu reflektieren und sich von ihnen zu lösen, hat bei ethnologischen Forschungen ‚zuhause‘ noch größere Bedeutung, als ohnehin in der Disziplin. In der Ethnologie hat die reflexive Haltung zur ‚Produktion‘ ihrer Daten eine lange Geschichte. Die Reflexion muss sich aber auch auf die Gefahr des *Othering* und Exotisierens beziehen – also auf die Art und Weise, in der die Menschen, mit denen wir forschen, als ‚andere‘ wahrgenommen und dargestellt werden. So wäre es etwa ein großer Fehler, MigrantInnen, die bereits seit vielen Jahren in der Aufnahmegesellschaft leben, auf ihre kulturelle Andersartigkeit zu reduzieren. Die Orientierung am Ideal eines holistischen Ansatzes, der in der klassischen Ethnologie stark im Vordergrund stand, ist bei Forschungen in der eigenen Gesellschaft noch schwieriger. In einer Migrantengruppe im städtischen Umfeld, in dem die InformantInnen sich in sehr unterschiedlichen, komplexen Lebens- und Arbeitszusammenhängen (Krankenhaus, Bank, Haushalt, Schule, Fabrik etc.) bewegen, ist es nicht annähernd möglich, diese ganz zu erfassen. Dennoch sollte man das Ziel, Forschungsthemen in weitere Kontexte einzubetten, nicht aus den Augen verlieren.

Ein nicht nur praktischer Aspekt der Forschung in der eigenen Gesellschaft und eventuell sogar gewohnten Umgebung besteht darin, dass man die Rollen in seinem vertrauten Umfeld (Angestellter der Universität, Familienmitglied, Freundin) auch weiterhin ausfüllen muss, was zu erheblichen Doppel- (und Dreifach-)Belastungen führen kann. Feldforschung an einem von dem eigenen Alltag weit entfernten Ort macht es oft leichter, sich sehr viel intensiver in neue soziale Netzwerke und Lebenszusammenhänge zu integrieren. Auch kann es dort wesentlich einfacher sein, für sich die neue Rolle als ForscherIn zu definieren und zu erfüllen. In einem Forschungszusammenhang, in dem man jedoch auch als Teil der Gesellschaft der Unter-

suchten gesehen wird, können die Rollen als ForscherIn, als Studierende/r oder auch als Mitglied einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht sehr viel stärker kollidieren oder sich gegenseitig beeinflussen, als es in einem vollkommen neuen und fremden Umfeld der Fall wäre. Auch das kontinuierliche Weiterlaufen des normalen Alltags bringt Herausforderungen mit sich, die bei Feldforschungen an weit entfernten Orten weniger stark auftreten. Ulf Hannerz schrieb z. B., dass seine multi-lokale Feldforschung unter Auslandskorrespondenten „never full time“ war (Hannerz 2007: 366). Teilzeit-Feldforschung ist inzwischen für viele – Studierende wie auch bereits ausgebildete EthnologInnen – aus zeitlichen, persönlichen und finanziellen Gründen die einzige Möglichkeit: „Professional or domestic obligations make the possibility of simply taking off for a field for a continuous stretch of another year or two appear rather remote. For some that means never going to the field again, so there is no ‚second society‘ experience of the kind which would supposedly broaden your intellectual horizons“ (ebd.). Der Vorteil der in der eigenen Gesellschaft stattfindenden Feldforschung ist, dass so auch diejenigen ethnologische Forschung betreiben können, denen diese Möglichkeit sonst nicht zur Verfügung gestanden hätte. Gerade finanzielle Gründe halten fortgeschrittene Studierende häufig davon ab, praktische Forschungserfahrungen zu sammeln. Forschung ‚zuhaus‘ ist somit ein Kompromiss, denn „ethnography is an art of the possible, and it may be better to have some of it than none at all“ (ebd.: 366). Gleichzeitig trägt die vermehrte Durchführung ethnologischer Forschungen in den eigenen Gesellschaften von EthnologInnen dazu bei, die Grenze zwischen Eigenem und Fremdem in Frage zu stellen und Exotisierungen aufzuweichen.

Ein letztes Problem – nicht nur bei Forschungen in der eigenen Gesellschaft – besteht darin, dass häufig Interessengruppen klare Stellungnahmen erwarten und damit die besondere Verantwortung der Wissenschaft sehr deutlich wird. Forschungsergebnisse können in unterschiedlichen Argumentations- und Diskussionszusammenhängen genutzt und auch missbraucht werden. Auf Anfragen von Medien, Hilfsorganisationen oder Behörden muss man gefasst und auf ethische und politische Konsequenzen vorbereitet sein, die jede Stellungnahme mit sich bringt. Diese Konsequenzen müssen FeldforscherInnen in einer modernen multikulturellen Gesellschaft auch mit den Personen diskutieren, die ‚Gegenstand‘ ihrer Forschung sind. Sie können nicht nur ihre Empfehlungen oder Kommentare verfolgen, sondern auch ihre Publikationen lesen und Vorträge hören. Solche kritischen Auseinandersetzungen können wiederum der wissenschaftlichen Arbeit zugutekommen.